

Der Mundartdichter Albert Bächtold

1. Einleitung

Werk und Person Albert Bächtolds strahlen eine Faszination aus, der sich der Leser, einmal entschlossen, in die ihm zunächst fremde Sprachwelt einzudringen, kaum entziehen kann. Erfassen zu wollen, was uns da offensichtlich berührt, fällt allerdings alles andere als leicht. Nicht nur die Heimat- und Mundartliebhaber werden von den mit epischer Breite ausholenden Büchern angesprochen, sondern auch Leser, für die «Heimat» und schon gar «Mundart» Vokabeln sind, die sie abschrecken, weil sie Dilettantisches und auf jeden Fall nicht «hohe Literatur» anzukündigen scheinen. Für sie ist Albert Bächtold ein Ärgernis. Entweder stellen sie ihr eigenes Urteil wider besseres Wissen und Gefühl wiederum in Frage, weil nicht sein darf, dass ein Mundartautor in den Kanon ihrer Hochliteratur eindringt, oder sie werfen ihm vor, selbst daran schuld zu sein, dass er verkannt bleibt. Die Mundart als die Sprache, die scheinbar echter Kultur im Wege steht, soll auch im Fall Bächtold nicht ungetadelt davonkommen.

Die Erinnerungen an Albert Bächtold von Kurt Gysi, die im vorliegenden Band erstmals mitgeteilt werden, ermöglichen wohl den Zugang zu seiner Persönlichkeit auf eine recht unmittelbare Weise. Sie zeigen aber auch mit aller Deutlichkeit, dass zwischen dem Bild des Autors und dem in seinem «autobiographischen» Werk dargestellten Bild Peter Rebmanns Diskrepanzen bestehen, die nicht einfach der üblichen «dichterischen Freiheit» anzulasten sind, sondern verraten, dass Albert Bächtolds reales Leben gegenüber dem literarisch gestalteten seines Helden fast eine komplementäre Rolle zu spielen hatte. Damit das Werk ganz glaubwürdig wirkte, musste sich sein Dichter gegen aussen so benehmen, wie man das von seinem Helden erwartete. Die literarische Existenz wurde zur gegen aussen gelebten; was nicht gezeigt werden sollte, wurde hinter einem Abwehrpanzer versteckt, den auch seine engsten Freunde nie ganz durchdringen konnten. Damit war das Leben Albert Bächtolds nach seiner «Bekehrung» zum Mundartschriftsteller Teil seines poetologischen Programms,

und diese äusserlich demonstrierte Identität von Werk und Autor ist es wohl, die uns das Bild einer Totalität vorspiegelt, in der wir als auf vielfältigste Weise «gebrochene» Menschen einen Teil der ersehnten Geschlossenheit eines von Anfang an auf Sinnentfaltung hin angelegten Lebens wiederzufinden glauben.

Nur: Albert Bächtold konnte sich seiner Schöpfung Peter Rebmann nie ganz unterordnen. Die Erinnerungen – wie auch schon die sorgfältige Biographie von Kurt Bächtold¹ – bezeugen, wie sehr Albert Bächtold gelegentlich aus der angenommenen Poetenrolle auszubrechen versuchte, wie sehr er andererseits auch darauf bedacht war, dass auch nicht der Schatten eines Verdachtes aufkommen konnte, er hätte mit seinen angeblich so klar «autobiographischen» Büchern doch auch Mystifikationen in die Welt gesetzt, die aufrechtzuerhalten ihn im Laufe der Jahre immer mehr Energie kostete.

Wenn wir im folgenden versuchen wollen, die Stellung Albert Bächtolds in der schweizerischen Mundartliteratur zu erkunden, werden wir also gut daran tun, die in den Romanen niedergelegten biographischen Fakten nicht nur soweit möglich kritisch mit andern Lebenszeugnissen zu vergleichen, sondern im Hinblick auf das angedeutete «Gesamtkunstwerk» von Leben und Werk anschliessend auch genauer zu fragen, wie diese Fakten zur Begründung einer Poetik der Mundartliteratur eingesetzt werden, deren Einmaligkeitsanspruch gerade wiederum nur durch die Einzigartigkeit des Poetenlebens legitimiert werden konnte. Die Sprachproblematik steht dabei unzweifelhaft im Zen-

trum, und so werden wir am besten damit beginnen, ihrer Genese anhand der sogenannten Sprachbiographie Albert Bächtolds nachzugehen. Aus der Frage, welche Einstellungen zur Sprache im autobiographischen Werk dargestellt werden, wird dann die andere hervorgehen müssen, aufgrund welcher späteren Entscheidungen die Entwicklung der Einstellung zur Sprache gerade so und nicht anders dargestellt wird.

2. Die Sprachbiographie Albert Bächtolds

Mit der Muttersprache übernehmen wir im Zuge der Sozialisation auch Einstellungen zu dieser Sprache und zu Sprachausprägungen, die von ihr abweichen, wobei Sprache nie etwas Abstraktes ist, sondern ein Kommunikationsmittel, das in ganz bestimmten Situationen von ganz bestimmten Menschen gebraucht wird. Das Kind lernt von Eltern und weiteren Bezugspersonen seiner Umgebung auch, wie man Abweichendes oder Fremdes wahrnehmen und wie man darauf reagieren kann. So weist auch die individuelle Sprachbiographie auf die der Eltern zurück. Es war daher ein genialer Einfall Albert Bächtolds, seinen grossen autobiographischen Zyklus mit einem Werk über seinen Vater zu beginnen. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass das im 1936 zunächst hochdeutsch geschriebenen, aber erst 1939 in Mundart publizierten² Roman «De Tischelfink» gezeichnete Bild des Vaters fast ganz auf Imagination beruht. An seinen realen Vater, der starb, als Bächtold erst dreieinhalb Jahre alt

war, konnte er sich kaum erinnern, wie er auch Kurt Gysi gegenüber zugab. Um so eher dürfen wir annehmen, dass alle Erfahrungen des «Vaters» Erlebnisse oder spätere Meinungen Albert Bächtolds widerspiegeln, die dieser lieber aus einer etwas distanzierteren Perspektive darstellen wollte. (Im ganz auf die Mutter bezogenen und autobiographisch «realistischeren» zweiten Roman, «De Hannili-Peter», von 1940, tritt dann der Verfasser als Peter Rebmann direkt auf.)

Die Isolation des Klettgaus von der übrigen Schweiz prägt schon die Weise, wie dieser Vater die «Welt» wahrnimmt: Er macht die Erfahrung, dass die Zürichbieter die Klettgauer nicht mehr als Schweizer betrachten, weil sie glauben, das Klettgau liege ganz im Badischen.³ Ein solches Defizit an von aussen zugestandener schweizerischer Identität könnte entweder dazu führen, dass die Bindungen an die Schweiz ganz unterbrochen werden oder dass in einer Art Überkompensation gerade versucht wird zu beweisen, dass sich in der von aussen nicht mehr wahrgenommenen Ecke das eigentlich echte Schweizertum manifestiert. Der Sohn Albert ist durch seine langen Auslandsaufenthalte den ersten Weg zwar äusserlich gegangen, hat dann aber mit seinem Mundartwerk den zweiten zum persönlichen Lebensprogramm erhoben, worauf wir noch zurückkommen werden.

Die zweite sprachliche Erfahrung, die der Vater machte, ist die der dialektalen Verschiedenheit sogar innerhalb des westlichen Kantonsteils. Die gspässige Sprache des Lehrers aus dem nahen Schleithelm mit seinem *dei ahi, obenabi, hä z vertuni, jossus*⁴ fällt im

Klettgau auf und wird verspottet. Dazu kommt, dass es auch innerhalb des Klettgaus deutliche dialektale Unterschiede gab, was mit der «Kleinkammerung» der Region und ihren ausgeprägten Gegensätzen zwischen den Dörfern – so bis in unsere Zeit hinein zwischen Hallau, Trasadingen und Wilchingen – zusammenhängt: «I sälbere Ziit, wo me im Chläggi – und überhaupt im Schafuusische – no ächte uuverfeltschte Dialäkt gredt hät, da me scho bim zwäite Wort hät chöne säge: Du bischt vo doo, und du vo dert! [...]»⁵. Bächtold gibt in «Noosüechle» 1978 Beispiele für solche Unterschiede in der Sprache der «Alten»: Flaasch «Fleisch» und Pmaandhuus «Gemeindehaus» in Hallau, Fläisch und Pmäindhuus in Wilchingen.⁶ In «Haametstimm» beschreibt er aber auch, wie die Dorfbewohner selbst ihre angestammte Mundart abzuwerten begannen:

Die alte Ooschterfinger und Traadinger und Oberhalauer und Löhlinger händ sogar no gsaat: «Im Himal oba tuat ma da ganz Tag singa.» Ich ha no e Mäitli ghöört so rede, won i a amm vo däne Oorte voorgläse ha. Won im s Komplimänt pmacht unds pätte ha, joo derbi z bliibed, da säi wärtvoll und nid öppe «täämeret», we die welid haa, wo nüüt dervor verstöndid, machts: Säged Si da no der Mueter; si schimpft jo die ganz Ziit mit mer: Wän läärnischt au duu emol rächt rede! –»⁷

Wie das Beispiel zeigen soll, versagen – neben den Lehrern⁸ – vor allem die Mütter. «S Eländ isch no, das zor Hauptsach d Fraue sind, wo d Sprooch verstedel, vo de Müetere läärned doch d Chinde rede.»⁹ Zugleich fällt retrospektiv ein helles Licht auf die «unverstellte» Sprache der eigenen Mutter, die ihm

während seiner Kindheit das Erlebnis sprachlicher Entfremdung zu ersparen suchte.

Als dritte Erfahrung des Vaters kommt hinzu, dass die Mundart generell gering geachtet wurde, was für die Zeit um 1900 für die ganze nördliche und östliche Schweiz – vielleicht mit Ausnahme von Appenzell – zutrifft. Der Gemeindepräsident wehrt sich gegen den Vorschlag einer mundartlichen Rede: «Wa fellt Ene au ii, e Fäschred im Dialäkt. Ich chääm jo i d Narezyting. Nä-näi. Me goht au nid mit der Geiss i d Chilche»,¹⁰ spricht dann allerdings ein sehr mundartlich gefärbtes Hochdeutsch.

In diese sprachlich vorgeprägte Welt wächst nun der junge Albert hinein, wie wir nun anhand des «Hannili-Peter» von 1940 verfolgen können: Was ihm auffällt, ist die starke soziale, fast «ständische» Differenzierung seines Dorfes. «Herren», die eine rechte Stube hatten, gab es genau vier: der Präsident, der Pfarrer, der Bezirksrichter und der Major,¹¹ und dieser sozialen Gliederung entsprach die Differenzierung in der Sprache, die besonders dann deutlich wurde, wenn die «Herren» unter ihresgleichen verkehrten oder Besuch aus der Stadtaristokratie aus Schaffhausen empfangen: «Wa für noobli Lüt sind da gsii gegen üüs (Blüüsilimannlene). We vornäm händ sie gredt, oo we vornäm; me hät sich nid trauet s Muul ufztoo, wän si i der Nööchi gsi sind.»¹² Bezeichnenderweise braucht die Tochter des Ratsherrn die moderne, in der Stadt schon weit eingedrungene gemeinschweizerdeutsche Form äigni (gemeint sind Eier), wogegen die Marktfrau an der alten Aussprache aagni festhält,¹³ – aber für die religiösen Begriffe Häiland und

Häidebüebli auch schon die vom «Herr» Pfarrer gebrauchte Aussprache übernommen hat.¹⁴

Die Wahrnehmung der ständisch bestimmten Sprachunterschiede konnte zu Hause zum Verstummen gegenüber den «Höheren» führen. Nach dem Bezug der Kantonsschule in der Hauptstadt Schaffhausen wurde aber die Konfrontation mit der dort generell gebrauchten «Herrensprache» zum tief nachwirkenden Schock. Der sich nun als Studänt fühlende Bächtold muss bald einsehen, dass ihm eine totale Integration in die städtisch bestimmte Kantonsschülerwelt – etwa durch den Eintritt in die Pennälerverbindung Scaphusia – aus finanziellen Gründen versagt bleibt und dass der erstrebte soziale Aufstieg bald seine natürliche Grenze finden wird: Der Seminarist kann nur Volksschullehrer werden, und nicht – wie der Humanist – richtiger Student an einer Hochschule.¹⁵ Seine soziale Identität ist somit höchst instabil und ambivalent, was sich vor allem in rebellischem Verhalten gegenüber seinen akademisch gebildeten Lehrern niederschlägt. Da für Bächtold, dessen Mutter auf dem Schaffhauser Markt weiterhin Eier verkaufen muss, eine Anpassung nach oben chancenlos ist, wendet er sich nun gegen die Anpasser, indem er die Solidarität mit der im Elternhaus erworbenen dialektalen Muttersprache zum Kriterium für menschliche Echtheit macht. Er regt sich darüber auf, dass die Lehrer in einem Gehrtdialäkt chuuderwätsched,¹⁶ und er geht dabei besonders mit einem gebürtigen Schaffhauser Geologielehrer scharf ins Gericht: «Sogaar äär, wo doch au vom Land ischt, cha nümme rächt Dialäkt.»¹⁷ Nur der

aus Württemberg stammende, seit 1882 an der Kantonsschule wirkende Dr. Eduard Haug – im Roman *Gööde* genannt – setzt sich für die Mundart ein,¹⁸ was sich auch nachweisen lässt: 1906 gab er die schaffhauserdeutschen Lustspiele von Arnold Neher heraus¹⁹ und versah sie mit einem Vorwort, das auch schon erahnen lässt, wie sehr sich damals die kulturell führenden Schichten der Stadt Schaffhausen dem allmählichen Übergang zum Hochdeutschen genähert hatten. Für Bächtold wird nun die Mundart nicht nur das Vehikel zur Bewahrung seiner wiedergefundenen und in der Mutter nachträglich verklärten Identität, sondern auch zum Ausdruck einer gewissen Protesthaltung gegenüber der sich im Medium der Hochsprache abspielenden Kultur der offiziellen Kreise. An einer Versammlung der Schaffhauser Lehrer spricht er als einziger Mundart²⁰ mit der Erklärung:

Ägsgüsi überigens, dan i im Dialäkt rede, wils suss nid de Bruuch ischt. No, ich ha tänkt, mi töör däm Äschebrödili au mol ewäng Ehr aatoo, da isch doch, wäns mer rächt ischt, üüsi Muetersprooch.²¹

Im biographisch direkt anschliessenden Roman *«Pjotr Ivànowitsch»* von 1950 tritt bei der Mundart nun auch ihre Funktion als Abgrenzungsmittel gegenüber Deutschland in Erscheinung: «Miir händ doch e aagni Sprooch, wo die Tüütsche gaar nid verstönd!»²² Mit ihr einher geht ihre Aufladung mit Gefühlswerten: «die ruuch Rande-sprooch: Da ischt jo we Musik!»²³ wobei nun erstens nicht mehr nur die Sprache des Klettgaus hervorgehoben wird, sondern die

Sprache des Randens, was auf ein grösseres Dialektgebiet verweist, möglicherweise auf den ganzen Kanton (vielleicht mit Ausschluss der Hauptstadt). Mit der metaphorischen Bezeichnung der Mundart als Musik setzt nun zweitens auch eine ästhetische Überhöhung der heimatlichen Sprache ein, wie wir sie in der älteren Dialektliteratur in mannigfachen Abwandlungen (als Lied, Glockenklang u. ä.) antreffen.

Wenn wir annehmen dürfen, dass die autobiographischen Werke Albert Bächtolds nicht einfach nur im Hinblick auf retrospektive Sinnfindung später Erdachtes in die Vergangenheit zurückprojizieren und damit die Legitimation der späteren Schriftstellerexistenz bezwecken, sondern eine geistige Entwicklung in dem Sinne «treu» nachzeichnen, wie das beispielsweise für Goethes «Dichtung und Wahrheit» gilt, so hätte unser Autor schon während seiner Russlandzeit, also in den Jahren vor 1917, zu seiner Muttersprache im wesentlichen die Beziehung aufgebaut, wie sie dann für sein Mundartwerk konstitutiv wurde. Dann wäre die in der Folgezeit erreichte Vielsprachigkeit – Bächtold sprach fließend Französisch, Englisch und Russisch, kannte weitere Sprachen und las literarische Werke in den Originalsprachen – wiederum nur Ausdruck seiner «weltmännischen» Seite, zu der die in der Sprache der Mutter symbolisierte innere Heimat zunehmend in Opposition trat. Mit seiner Neudefinition als Mundartschriftsteller Ende der 30er Jahre hätte er somit nicht einfach die Persönlichkeit gewechselt, sondern gleichsam nur die andere, im Verborgenen längst herausgebildete Seite seines Charakters nach aussen

gekehrt. Mit dieser Reserve wollen wir nun einen genaueren Blick auf sein 1957 erschienenes Buch «De ander Wäg» werfen, dessen zweideutiger Titel schon verrät, dass es hier nicht nur um einen anderen, das heisst neuen Weg geht, sondern dass auf andere Weise, mit andern Mitteln versucht werden soll, den früher eingeschlagenen Weg doch noch zu Ende zu gehen. Wenn diese zweite, versteckte Lesart trägt, dann wäre allerdings damit zu rechnen, dass Bächtolds Versuch, uns diese Wendung als totalen Kontinuitätsbruch hinzustellen, notgedrungen zu Mystifikationen Zuflucht nehmen und zur Legendenbildung Anlass geben muss.

Bächtolds Beschreibung seiner Wende zum Mundartschriftsteller in «De ander Wäg» steht unter dem Zwang, die Distanz zwischen dem Freund der Mundart, als den er sich in den biographisch davor liegenden Büchern ja schon beschrieben hat, und dem Autor mundartlicher Bücher möglichst gross darstellen zu müssen, damit seiner «Bekehrung» auch das richtige Gewicht zukommt. Dabei hätte es durchaus nahe gelegen, dass sich ein Liebhaber der Mundart auch mit den in ihr geschriebenen literarischen Produkten beschäftigt oder sich sogar an eigene Versuche gewagt hätte.²⁴ Bächtold wollte sich aber nicht in dieses vertraute schweizerische Paradigma einfügen lassen, weil es für ihn bedeutet hätte, den Übergang zur Mundart als Rückzug in eine nur regionale literarische Tradition, statt als Aufbruch in eine noch unentdeckte weltliterarische Sprachform zu verstehen. So muss er seine individuelle Sprachgeschichte als von der kollektiven Sprach- und Literaturentwicklung in der

deutschen Schweiz unabhängig darstellen und so tun, als hätten sich nicht vor und neben ihm auch viele andere für die Erhaltung der Mundarten eingesetzt. Dies führt zur Paradoxie, dass er in «De ander Wäg», wie in den vorangegangenen Büchern, die Mundart zwar als Referenzpunkt für die eigene, mit der Kindheit verbundene «Heimat» weiterhin einsetzt, ihr aber eine schon bestehende soziale Geltung abspricht, damit er als derjenige erscheinen kann, der ihr – gleichsam als Kulturbringer – die höheren Weihen erteilt hat.

Dies mag sich nun deutlicher ergeben, wenn wir die einzelnen Schritte nacheinander verfolgen. Im ersten Teil des Buches dient die Mundart nur als Entscheidungskriterium dafür, ob ein Mensch seiner Herkunft und damit sich selbst treu geblieben ist: «S Kaffi, saat si no, nid de Kaffi.»²⁵ Die Idee, Mundart zu schreiben, wird bei ihrer ersten Erwähnung durch Dritte zunächst mit der individuellen Begründung: «Ich cha doch nid im Dialäkt schriibe»²⁶ abgelehnt, später unter Zuhilfenahme des ästhetischen Kriteriums von der Minderwertigkeit der Mundartliteratur einerseits und des kulturellen von der eigenen, über den heimatlichen Umkreis hinausreichenden Bildung andererseits:

[Eine Dialektgeschichte] da säi natüürlich nüüt, wo me mäu äärnscht neh.²⁷ [...] da Wort Dialäkt hät uf änn, de Russland- und Amerikaaschwiizer, Schüeler vom «Gööde» und wältgräist Maa, e Würking, erger weder d Fूसcht ufs Aug.²⁸ [...] Jo aber im Dialäkt cha me doch nüüt Rächts schriibe; da isch doch ka kultivierti Sprooch; s hät jo sogaar emol ann gsaat, da tööni gaar nid we e

Sprooch, da tööni we wä me en Ufwäschlumpe im Muul hett.²⁹

Zum elitären Anspruch, nur an etablierter Kultur mitwirken zu wollen, kommt noch der ökonomische Vorbehalt, dass man ein Mundartbuch nicht verkaufen und folglich auch nicht unter das Volk bringen könne.³⁰ Nachdem die eigene Motivation so nicht ausreicht, muss von aussen ein neuer Köder gelegt werden: Bächtold könnte als Mundartautor der Fahnenträger einer sich im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung auf die Mundart zurückbesinnenden neuen Schweiz werden:

miir möchtid no, wän äntlich wider emol ann uftaucht, wo no suuberne Dialäkt cha schriibe, dan er mithuulff, im Schwiizervolk z zaaged, da miir chöned Holz us em aagne Waald zie und nid aliwil bruuchtid über d Gränze dure go hole! Miir mönd öppis sii [...] öppis, wo zo üüsem Volk passt und zo üüsem Bode uuswachst. Natüürlich cha me im Dialäkt ka Wältliteratuur schriibe. Aber der Haametsprooch ire Ämpili giit au Liecht. [...] Üüsi Muetersprooch bruucht en Fahneträger; und dä chuundid Sii wäärde!³¹

Aber noch rebelliert Bächtold mit neuen Einwänden, die zu einem «Mundartfreund» schlecht passen und die etwas zu sehr der Methode des geschickt eingesetzten advocatus diaboli folgen: «Mundaart isch doch Untertütsch!»³² – was in der Form auch von ihren schweizerischen Verächtern kaum je geäußert worden sein könnte –, damit die dann doch übernommene Aufgabe noch einmal in einem strahlenderen Lichte erscheint: «Etz mönd Sii s Zugrössli mache. Wä me e

Goob hät, hät me au e Ufgoob!»³³ In dieser Überhöhung wird nun der Mundartautor zum prometheischen Kulturheros, der seinem Volk – anvisiert ist die ganze Schweiz – mit seiner Sprache auch die Literatur schenkt:

S ischt jo au nüüt doo, wo me sich chuund hebe draa, i der Chläggauer Sprooch sind jo kani Sache gschribe, da ischt jo ka Buechsprooch; do möösst me jo äxtere aani mache, und für da bi doch ich nid de Maa, bi doch ka Sproochschenii.³⁴

Wie es sich für einen Schöpfer ziemt, freut er sich über sein Werk und macht Entdeckungen, die dem Mundartfreund nicht sehr neu gewesen sein dürften:

S lauft aber au. Zmool merkt er, da me au im Dialäkt cha Sache säge, derzue trääffer und farbiger weder i der Schriftsprooch. Jez fanged die Figure aa läbe; me siets und ghöörts.³⁵

Andererseits wird hier nun auch schon klar ausgesprochen, was für die Sprache Bächtolds tatsächlich konstitutiv ist: dass er nicht in der Sprache einer ihm aus dem täglichen Umgang vertrauten Bevölkerung schreibt, sondern in einer von ihm aus seiner Erinnerung geschaffenen Literatursprache. Sein Einwand: «Wän ich do usse [im Klettgau] wäär [...], täät ich eerscht richtige Dialäkt schriibe; wan ich mache, ischt in ere Sprooch, wos gaar nid giit; d Lüüt reded doch nid eso»³⁶ wird von seinem Schulkameraden mit Recht mit den folgenden Argumenten entkräftet:

Wänt du aliwil do usse wäärischt, täätischt überhaupt nüüt me schriibe; wil dän da ufhöörti, wa dich triibt: s Haaweh [...] die gschribe Sprooch ischt vo aaltershäär verschide gsii vo däre, wo me

redt. Die von Dichtere eerscht rächt. Tänk no an Gotthälff: nid ann vo siine Ämmetaalere hät ase gschwätzt, we äär schriibt. D Dichter und s Volk händ nie di gliich Sprooch greedt; äbe graad nid!³⁷

Was hier aufgerissen wird, wird einstweilen nicht weiter verfolgt. Der Dichter blickt vielmehr versöhnlich zurück wie jemand, dessen Saat aufgegangen ist:

So isch es miir mit em Dialäkt ggange. Ich ha en gäärn überchoo; er isch miir en Fründ und Gspaane woorde. Und wän es ich fertig bringe, da en anderi au läärned schätze und im Soorg haa, da ene au s Liecht ufgoht we miir und si iigsänd: d Muetersprooch ischt jo s Bescht und s Schönscht, wa e Volk hät, dän isch da, wan ich mache, nid vergäbe gsii.³⁸

Für unsere Fragestellung war es nötig, «De ander Wäg» so ausführlich zu besprechen, weil Bächtold in diesem Buch sein gesamtes mundartliches Schaffen unter einem Aspekt darstellt, der ihn als von der gesamten übrigen schweizerdeutschen Mundartliteratur abgesonderten Neuschöpfer erscheinen lassen soll. Darauf, dass sein Bericht interne Widersprüche und solche zu den Aussagen in den früheren Büchern aufweist, haben wir schon hingewiesen. Wie nun auch aus der Biographie von Kurt Bächtold hervorgeht, zeugt Albert Bächtolds Selbstdarstellung zumindest von einer sehr selektiven Erinnerung. Sein erster Mundarttext aus dem Jahr 1937 steht noch nicht im Zeichen einer persönlichen Wende und eines von aussen an ihn herangetragenen vaterländischen Kulturauftrages,

sondern verdankt seine Entstehung einem mehr zufälligen Anlass. Das Sujet der Wilchinger «Wyberpmaand», an der früher die Frauen die Hebamme wählten, eignete sich für ein Feuilleton,³⁹ wie sie Bächtold in dieser Anfangszeit seiner Schriftstellerlaufbahn in grösserer Zahl schrieb. Dass für ein volkskundliches Thema die Mundart gewählt wurde, entsprach durchaus dem Geist der Zeit. Dasselbe gilt für die «Hallauer-Sprüch und -Gschichtli», die 1938 in der «Zürcher Illustrierten» erschienen.⁴⁰ Recht unspektakulär ist auch der erste mundartliche Romantext entstanden. Traugott Vogel sagte am 3. Mai 1943 in seiner zürichdeutschen Einführung zu einer Lesung Albert Bächtolds im Zürcher Rathaus⁴¹, dass er schon 1936 auf der Suche war nach einem Beitrag in Schaffhauser Mundart für die von ihm vorbereitete Anthologie «Schwizer Schnabelweid». Zufällig sei er auf ein hochdeutsches Roman-Manuskript «Gasthaus zum Engel» von Albert Bächtold gestossen, den er in einem Kreis von Schriftstellern getroffen hatte, aber nicht näher kannte. Da ihm aber aufgefallen war, «das er zöifitig schaffuusere tuet,»⁴² bat er Bächtold, ein Kapitel seines Romans in die Mundart zu übersetzen. «Nach eme Wyli Hindundher und Ratmer-y und Ratmer-us und meh weder nu eim Aarenn ischt dänn us säbem hochtüütsche Abschnitt e schöni, chächi Gschicht worde [...].»⁴³ Das Experiment mit dem kurzen Text «De neu Lehrer»⁴⁴ schlug auch beim unfreiwilligen «Übersetzer» ein: «Won er nämli das Gschichtli übersetzt gha häd, merkt er ufeimale: jässoo, jez erscht häd das Chind s rächt Gwändli aa, e Tracht, nämli! Und er häd nöd lugg gla, bis er di ganz

Ängel-Gschicht i sini Muettersprach zrugg übersetzt gha häd, und derewäg ischt sis erscht Buech worde: «De Tischelfink.»⁴⁵ Die Darstellung Traugott Vogels wird in einem zur Präsentation des Romans in der Zeitschrift der «Büchergilde Gutenberg» Ende 1938 geschriebenen Artikel Albert Bächtolds bestätigt.⁴⁶

Dass Bächtold an einem ganz bestimmten Datum, am 24. September 1937, im «Rabenhaus» von Rudolf Jakob Humm zur Mundart «verknurrt» wurde,⁴⁷ ist also wenigstens teilweise eine von dichterischer Freiheit Gebrauch machende Mystifikation. Die angeblich das ganze Leben sofort in eine andere Bahn lenkende «Entscheidung» erfolgte nicht völlig unvermittelt und war sicher kaum von Anfang an mit solchen von aussen geschürten Ambitionen verbunden, wie retrospektiv in «De ander Wäg» beschrieben wird.⁴⁸

Bevor wir diese Diskrepanzen aufzulösen versuchen, wollen wir noch kurz die späteren Werke Bächtolds befragen, ob sie uns zusätzliche Aufschlüsse über sein Verhältnis zur Sprache geben. Im allgemeinen lässt sich feststellen, dass sein Sprachpurismus zunimmt und dass er entsprechend intoleranter wird. In der «Haametstimm» von 1962 schreckt er auch vor drastischen Aussagen nicht zurück: «seechrank wüürd ich no, wän i Schafuuser ghööre züripietlere oder bernere oder baslere; dän lupfts mi»,⁴⁹ und er stellt der sauberen Sprache der älteren Generation die verdorbene Bastardsprache, Baschgersprooch,⁵⁰ der jüngeren und sogar schon der mittleren gegenüber.⁵¹ Damit wird der Grad der Reinheit der Mundart für ihn zum eigentlichen

Kriterium für den moralischen Wert des Menschen. Schon im «Silberstaab» von 1953 erzählt er, dass er fast Luftsprünge vor Freude machte, als er archaische Schaffhauser Mundart sprechen hörte: Einen Soldaten, den er vor seiner Auswanderung nach Amerika in Basel trifft, verführt er zu einem Wirtshausbesuch, nur weil dieser die altertümliche Form hand Si gebrauchte. Als dann gar ein Schunggebreetli bestellt wird, ist Bächtold sprachlos vor Überraschung.⁵²

Im Rückblick auf das Geleistete scheint nun auch der Stolz auf, der Heimatsprache Ehre angetan zu haben und Schaffhauserdeutsch zu einer Literatursprache gemacht zu haben, die in der ganzen Schweiz gelesen wird.⁵³ Sein Lebenswerk hat sich erfüllt:

Ich ha etz füüfezwanzg Johr im Dialäkt gschribe, füüfezwanzg Johr, alli miini Buecher, d Summe und de Inhaalt, d Substanz vo mim ganze Läbe, jede Gedanke, sid i überhaupt cha vernümfigt tänke; ha pmaant, es söttid pari vo däne Söömle ne ufgoh, wo me uusstreut, d Lüüt wärdids äschtimiire und der Haametsprooch au Ehr aatoo.»⁵⁴

Dass Bächtold nun früher einmal gebräuchliche Wörter und Redensarten (Archaismen) sammelt,⁵⁵ weist wiederum darauf hin, dass er mit seiner Sprache bewusst konservativ bleiben und sich nicht an die mittlerweile auch im Klettgau vollzogenen Neuerungen anschliessen will. Das geht freilich leichter im Exil, das im letzten grösseren Werk, «S'isch groote» von 1972, noch einmal seine Rechtfertigung erhält. Auf den Einwand der Krankenschwester: «Buecher im Dialäkt schriibe, und nid dert läbe, wo me dä

Dialäkt redt. Das isch doch widersinnig und unpraktisch» antwortet der Erzähler: «Da hämmiir scho vil gsaat [...] Zürich isch mi zwäiti Haamet [...] Zürich und s Chläggi tönd enand nüüt.»⁵⁶

3. Albert Bächtolds Verhältnis zur schweizerdeutschen, insbesondere schaffhauserdeutschen Mundartliteratur

Unser Weg durch die «Sprachbiographie» Albert Bächtolds hat schon aufgezeigt, wie sehr er in späteren Jahren, vor allem im Rechtfertigungsbuch «Haametsstim» von 1962, bemüht war, die Geschehnisse vom 24. September 1937 in Humms «Rabenhaus» zu mystifizieren und als eine plötzliche Wende oder Umkehr darzustellen – in einem Stil, der einen an die Beschreibungen religiöser Bekehrungen erinnern könnte. Damit stellt er sich als Künder dar, der etwas Neues und Einzigartiges unternimmt und der mit seinem Bekehrungswerk den Grundstein setzen möchte für eine Bewegung, die nach seinem Willen das ganze Schweizervolk erfassen sollte. Nun wird kein Kenner der schweizerdeutschen Mundartliteratur bestreiten, dass Albert Bächtolds Mundart-Ceuvre von seinen dichterischen Qualitäten her höchst innovativ und insofern einmalig ist, als dass es keinem andern Autor gelungen ist, die ganze Totalität eines menschlichen Lebens nicht nur nach-erzählend darzustellen, sondern in höhere Sinnbezüge einzufügen. Nur: Albert Bächtold war keineswegs der erste, der mit literarischen Ansprüchen Schaffhauser Mundart schrieb. Ohne dass wir hier die (noch unge-

schriebene) Geschichte der schaffhauserdeutschen Mundartliteratur nachzeichnen können, sei doch angemerkt, dass es schon im 19. Jahrhundert beachtliche Versuche zur literarischen Verwendung der Mundart gab, die freilich hinter der Produktion anderer Kantone – vor allem Zürichs – weit zurückstehen.⁵⁷ Schon um 1883 verfasst Johann Rahm ein dramatisches Charakterbild im Klettgauerdialekt;⁵⁸ A. Billing,⁵⁹ der in Schleithem als Lehrer wirkende Anton Pletscher (1827–1916)⁶⁰ und der als Lehrer, Fürsprecher und Journalist tätige Samuel Pletscher (1838–1904)⁶¹ machen andere Regionalmundarten erstmals literaturfähig. Es mag sein, dass Albert Bächtold diese Vorläufer nicht gekannt hat; unmöglich aber konnten ihm die Szenen in Stadt-Schaffhauser Mundart⁶² von Arnold Neher entgangen sein, zu denen sein schon erwähnter Deutschlehrer «Gööde», Dr. Eduard Haug, 1906 ein Vorwort geschrieben hatte. Spätestens mit Nehers Werken war das Schaffhauserdeutsche in der schweizerischen Literaturlandschaft präsent. Auch wenn der schweizerische Nordosten allgemein weit weniger mundartfreundlich blieb als die westlichen Deutschschweizer Kantone Bern, Solothurn und Basel, so riss doch nun der kleinere Strom der schaffhauserischen Mundartliteratur nicht mehr ab: Elise Stoll sammelte mit unermüdlichem Eifer die volksliterarische Überlieferung,⁶³ Jakob Bühler liess in seinem erstmals 1914 an der Landesausstellung in Bern teilweise aufgeführten Spiel «Das Volk der Hirten»⁶⁴ auch den schaffhauserischen Nationalrat Meili in seiner Sprache zu Wort kommen, und – nach einem kleinen Unterbruch – tre-

ten in den dreissiger Jahren Otto Frauenfelder,⁶⁵ Jakob Brüttsch⁶⁶ und schliesslich der in der ganzen Schweiz als Dramatiker bekannte Albert J. Welti⁶⁷ auf. Parallel mit dieser literarischen Aufwertung der Schaffhauser Mundart setzte auch ihre wissenschaftliche Erforschung verstärkt ein.⁶⁸

Im Kanton Schaffhausen war also Ende der dreissiger Jahre durchaus ein gewisses Mundartbewusstsein vorhanden. Wenn Albert Bächtold die heimische Tradition systematisch verschwieg und statt dessen beteuerte, er hätte nur gegen Unverständnis ankämpfen und in ein eigentliches Vakuum hineinschreiben müssen, so sicher nicht einfach deswegen, weil er in seinen literarischen Ansprüchen die seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen weit hinter sich liess. Er wollte vielmehr als der eigentliche Begründer nicht nur der schaffhauserischen Mundartliteratur gelten, sondern sogar als der Retter der Muttersprache – als eines geistigen Réduits⁶⁹ – und des Vaterlandes überhaupt.

Aber auch in diesem zweiten Punkt hat er die Selbststilisierung entschieden zu weit getrieben. Albert Bächtolds Eintreten für die Indienststellung der Mundartliteratur in die Phalanx der Geistigen Landesverteidigung geschah erst, als die eigentlichen Vorkämpfer in Zürich, Bern und anderswo längst versucht hatten, die schweizerische kulturelle Identität stärker auf die Mundart und auf die in ihr verfasste Literatur zu basieren. Von Bern her wirkte der Einfluss Otto von Greyerz', Ernst Schürchs und Rudolf von Tavel, dessen erster Mundartroman sogar in der «Neuen Zürcher Zeitung» wieder abgedruckt wurde. Die Innerschweiz war mit Meinrad

Lienert, Glarus mit dem weit ausstrahlenden Georg Thüerer, der Aargau mit Sophie Haemmerli-Marti vertreten; in Zürich wirkten der mit Albert Bächtold befreundete Schriftsteller Traugott Vogel,⁷⁰ der Verleger des «Schweizer Spiegels» und spätere Mitbegründer des Bunds Schwyzertütsch, Adolf Guggenbühl,⁷¹ zusammen mit Mundartautoren wie Ernst Eschmann,⁷² Rudolf Hägni, Werner Morf, Gobi Walder und vielen andern an der Festigung des Mundartbewusstseins.

Dieser aus vielfältigen Quellen genährte Strom wurde schliesslich zur von uns so bezeichneten Zweiten Mundartbewegung und überflutete die Dämme, die sich bis anhin dem Gebrauch der Mundart in der Öffentlichkeit entgegengestellt hatten. Albert Bächtold gehört, auch wenn literarisch seinen Mitstreitern weit überlegen, von seinen Intentionen her kulturgeschichtlich in diesen skizzierten Zusammenhang. Dies zuzugeben hätte für ihn bedeuten müssen, die angenommene Rolle des Kulturheros zu relativieren. So ist es nicht verwunderlich, dass er ebenso wie die schaffhauserischen die Mundartautoren aus den andern Kantonen der Schweiz nicht zur Kenntnis zu nehmen gewillt schien. Traugott Vogel, der ihm doch während der «entscheidenden» Zeit nahegestanden hatte, musste wohl seine Mitwisserschaft mit einer gewissen Distanzierung von seiten Albert Bächtolds büssen;⁷³ von den übrigen Repräsentanten der Geistigen Landesverteidigung wird nur gerade die Aargauerin Sophie Haemmerli-Marti erwähnt, deren Buch «Mis Aargau» Bächtold als das einzige Mundartwerk bezeichnete, «wo würrklich Dialäkt ischt».⁷⁴

4. Sprachlicher Absolutismus

Es steht wohl ausser Frage, dass Albert Bächtolds Abgrenzung vom zeitgenössischen «Umfeld» der Mundartbewegung zu einem schönen Teil auf das Konto der ihm eigenen subjektiven Selbsterhöhung geht, und doch würde man ihm nicht gerecht werden, wenn man ihm einfach unterschöbe, es sei ihm nur darum gegangen, als der entscheidende Erwecker des Mundartbewusstseins und als Erneuerer der Mundartliteratur in die Geschichte einzugehen. Wohl die meisten Autoren haben das Bedürfnis, sich am Anfang einer Entwicklung zu sehen, und entsprechend sind ihre Selbstaussagen über ihren Standort in der Literaturgeschichte grundsätzlich mit Vorsicht zu betrachten. Im Falle von Albert Bächtold kommt nun aber ein neues Moment hinzu, das uns, so hoffe ich, dem Kern seines Wesens näherbringen dürfte, das der Verabsolutierung der Mundart.

Schon das erwähnte Urteil über Sophie Haemmerli-Marti deckt auf, dass es ihm nicht um Mundart schlechthin, sondern um wirkliche, das heisst echte Mundart ging. Das erklärt, warum ihm die etwa vom Bund Schwyzertütsch generell erhobene Forderung nach einfach mehr Mundart nicht genügen konnte: Irgendein Schweizerdeutsch als Alternative zum abgelehnten Hochdeutschen konnte keine Rückgewinnung der im Zuge der modernen Entwicklung verlorenen, in der Erinnerung noch latent vorhandenen Werte heimatlichen Denkens und Fühlens bringen; diese konnten vielmehr nur in der Sprache wiedergefunden werden, in der sie

sich als Engramme unserem Gedächtnis eingegraben hatten. Die Suche nach der verlorenen Zeit – la recherche du temps perdu ganz im Sinne Prousts – konnte nur im sprachlichen Medium der Erinnerung erfolgreich durchgeführt werden, also in der Sprache der Kindheit, die allein als richtig, als heil im Sinne von «ganz» hingestellt werden musste.⁷⁵ Bei dieser Überhöhung ist es nicht verwunderlich, dass Albert Bächtold die Heimatsprache direkt als heilig bezeichnet.⁷⁶

Der in einer zürichdeutsch sprechenden Umgebung lebende Albert Bächtold konnte so eine Mundart zur Literatursprache machen, die weder seinem alltäglichen Bekannten- und potentiellen Leserkreis vertraut war, noch mit derjenigen übereinstimmte, die mittlerweile in seiner Heimat gesprochen wurde. «In eren altmoodige Sprooch, wo neemer me redt; [...] i där galgekooge Mundart»⁷⁷ zu schreiben, bedeutete nun auch, dass es Albert Bächtold nicht darum gehen konnte, «Heimat» darzustellen, sondern darum, den Schatz der eigenen Erinnerung bis ins letzte zu durchforschen und ihn in seiner ganz individuellen, erinnerten Sprache zu gestalten, die sich von der des «Volkes», das seine Heimat zur Zeit seiner Kindheit bewohnte, grundsätzlich ebenso unterscheidet wie von derjenigen der zeitgenössischen Bewohner des Klettgaus. Aus künstlerischen und nicht einfach aus «heimatschützerischen» Gründen hält also Albert Bächtold an einer Sprache fest, die in der Entwicklung stehengeblieben und damit zur «Kunstsprache» geworden ist.

Darin unterscheidet er sich wesenhaft zum Beispiel von Simon Gfeller, der 1910 unter



Mit 89 Jahren.

dem Einfluss von Emanuel Friedli und Otto von Greyerz in «Heimisbach» seinem Volk ein Denkmal setzen wollte und der nicht einfach seine eigene Sprache schrieb, sondern diejenige, die er in den verschiedensten Situationen täglich hörte. Und ebenso fern steht Albert Bächtold Otto von Greyerz und Rudolf von Tavel, die die Mundarten der verschiedenen sozialen Schichten der Stadt Bern (sog. Soziolekte) genau so einsetzen wie die Mundarten verschiedener bernischer Gegenden (sog. Dialekte). Für Albert Bäch-

told kann nur die eigene «wiedergefundene» Sprache gut sein, allenfalls diejenige, wie sie die von ihm als «rechte Leute» betrachteten Menschen gesprochen haben. (Wir verweisen auf den Teil über seine Sprachbiographie.) Diese Sprache wird nicht nur in den erzählenden Partien seiner Bücher durchgehalten, sie ist grundsätzlich auch die Sprache aller sprechenden Personen: Nur wenn deren «Abfall» vom Rechten vorgeführt werden soll, gesteht ihnen Albert Bächtold ihre eigene «Bastard-Sprache» zu. So verzichtet er fast ganz⁷⁸ auf die Verwendung verschiedener sprachlich-stilistischer Ebenen. Entsprechend bleibt auch die Perspektive, aus der heraus erzählt wird, generell diejenige der autobiographischen Hauptfigur. Sein schon besprochener, mit dem Alter noch rigorosier werdender Sprachpurismus, der jede Neuerung in der Mundart und jede Anpassung an andere Mundarten oder an das Hochdeutsche⁷⁹ verdammt, ist in dieser Logik nur der Reflex einer Haltung, der es nicht mehr um die Betonung des Rechtes auf die eigene Sprache geht – «Meine Sprache bin ich» –, sondern, weit radikaler, darum zu behaupten: «Die Sprache bin ich.»

5. Isolation

Albert Bächtolds «Bekehrung» zur Mundart-schriftstellerei gründet so – bei aller unbestreitbar vorhandenen Liebe zu Heimatland und Heimatsprache – subjektiv viel eher im Entschluss, das eigene Ich bewusst zum Mittelpunkt sowohl der Welterfahrung wie auch der Welt Darstellung zu machen. Die ganze

Welt wird nicht nur aus der Erinnerung heraus rekonstruiert, sondern auch in der Sprache der Erinnerung erzählt. Im Unterschied zu Proust, der sich zum Vergleich immer wieder aufdrängt, ist diese Sprache der Erinnerung aber keine soziale, das heisst von einer ganzen Gesellschaftsschicht getragene Sprache mehr, sondern eine in der Isolation fast individuell gewordene; im Unterschied zu Proust taucht die verlorene Zeit auch nicht plötzlich als wiedergefundene in der Gegenwart auf und bringt in dieser die Katastrophe: Albert Bächtold vermeidet es, die getrennten geographischen Räume zusammenzubringen, und misst die neuen Erinnerungen konsequent an den alten: Die Arbeit an den früheren Mundartbüchern wird zunehmend der Stoff der späteren. Die einzelnen Bücher wachsen sich nicht einfach mit der Zeit zu einem Zyklus aus, sondern waren von Anfang an auf einen solchen hin konzipiert. Ein anderes Thema als das eigene, stets fortzuschreibende Leben konnte darin keinen Platz finden – was keineswegs bedeutet, dass die Romane in einem trivial naturalistischen Sinn «autobiographisch» sein müssen: Im «Tischtelfink» wird hypothetisch rekonstruiertes Erleben ebenso in einer andern Figur gespiegelt, wie in «De goldig Schmid» eine hypothetisch konstruierte andere «Fortsetzung» eines Lebensstückes, das erst später, in «De Silberstaab», in die kontinuierliche, auf einen einheitlichen Sinnzusammenhang angelegte «Biographie» eingefügt wird.

Das Labyrinth der Erinnerung, in das sich Albert Bächtold mit seiner von Anfang an als lebenslange Arbeit geplanten Mundartschriftstellerei zurückgezogen hatte, brauchte

festen Umfassungsmauern, einerseits um das neuerliche Ausbrechen des an ein höchst abenteuerliches Leben gewohnten Schriftstellers zu verhindern, andererseits, um das «Geheimnis», dem es seine Entstehung verdankte, möglichst vor Entdeckung zu bewahren. Das frei gewählte «Exil» in Zürich bot Gewähr dafür, dass die erinnerte «Heimat» eine subjektive bleiben und dass das Sprachgefühl das Alte und Echte von dem Neuen und auch lautlich Fremden sauber scheiden konnte. (So wählte auch der Schwyzer Meinrad Lienert Zürich als Wohnort, und von den heutigen Walliser Mundartautoren lebt kaum einer noch in seinem Heimatkanton.) Die bewusste Entfremdung von der Heimat ermöglichte es, nicht nur deren mittlerweile veränderte Gegenwart auszublenden, sondern auch all die Neuerungen gesellschaftlicher, technischer und sprachlicher Art dem Konto der Grossstadt anzulasten, mit der sich zu identifizieren das gewählte Arrangement von vornherein verbot. Zugleich verschaffte das für die Aussenwelt so manifeste «Leiden» im Exil natürlich auch beträchtlichen Gewinn. Dem «verstossenen» Sohn seiner Heimat kam gewissermassen ein moralisches Recht auf Wiedergutmachung zu – und jedenfalls der Anspruch, als Mahner ernst genommen zu werden, der die eingetretenen Verschlechterungen ja hatte kommen sehen. Der Schriftsteller, der aus Liebe zur Heimat an dieser scheitert und der trotz aller Verfehlungen die Hoffnung nicht aufgibt, seine Heimat könnte doch den Weg zurück auf den guten Pfad finden: Aus diesen Elementen setzte sich das populäre Bächtold-Bild zusammen und erinnerte so an das des

romantischen armen Dachstubenpoeten, der von seiner Zeit verkannt, von kommenden Generationen aber als Seher gefeiert werden wird.

Nun war Albert Bächtold alles andere als ein die Zukunft mit seinem Blick erfassender Seher, ja er war nach seiner «Wende» zum Mundartautor nicht einmal mehr ein sensibler Beobachter seiner Gegenwart und schon gar nicht ein «Seismograph» für sich ankündigende gesellschaftliche Erschütterungen. Er wollte zunächst sich – und dann auch einer neugierig werdenden Leserschaft – beweisen, dass seine Sprache ausreicht, die ganze Welt einzufangen,⁸⁰ und dass diese seine Welt so vollständig ist, dass andere daneben, wenn nicht überhaupt überflüssig, so doch sicher uninteressant sind. Dieser höchste poetische Anspruch – noch einmal sei er mit demjenigen Prousts oder, in unserer Zeit, Marianne Fritz' verglichen – musste sorgfältigst mit einem Lebensstil kaschiert werden, der gegen aussen statt des Eindrucks von fast megalomanischer Egozentrik denjenigen von Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Zurückgezogenheit erwecken musste.

Spätestens seit Kurt Bächtolds Biographie wissen wir, dass Albert Bächtold weder vermehrt noch arm war, dass er aber diese für den Schutz seiner innern Existenz unbedingt nötige Mystifikation bis an sein Lebensende aufrechtzuerhalten wusste. In die literarischen Milieus Zürichs war Bächtold bestens eingeführt,⁸¹ und von Schriftstellern wurde er geschätzt,⁸² auch wenn die persönlichen Kontakte gering waren, wie es in der «Haametschimm» 1962 als Antwort auf eine Frage nach

dem Verkehr unter Schriftstellern heisst: «Gaar nid. Miir händs we d Höör – s hocket jedes uf sim Sädel und lueget no für iis. [...] s läbt jede i siinere Wält. Ich cha mit Musikere verchehre, mit Bildhauere, Moolere – mit Schriftstellere chan ich nüüt aafange. Und sii natürlich mit miir nid.»⁸³ Die Verweigerung des Kontakts⁸⁴ bot ebenso Schutz wie der Rückzug in die gespielte Armut: «Der Unterstützungsfall» Albert Bächtold hinterliess Grundbesitz und ein beträchtliches Vermögen. Die Mystifikation, ein armer «Heimatschriftsteller» zu sein, zahlte sich nicht nur finanziell aus; sie ermöglichte auch die Distanz zu einem Kulturbertrieb, dessen Exponenten kaum in der Lage gewesen wären, Albert Bächtold zuzugestehen, dass er an einem Werk arbeitete, das nicht so sehr wegen der gewählten Sprachform, einer austerbenden Mundart, als durch seinen literarischen Anspruch all das hinter sich liess, was sich als Zweckliteratur irgendwelcher Art nach der Gunst des Publikums ausrichtete.

6. Der Totalitätsanspruch

So wie es für Albert Bächtold letztlich nur ein Thema, seine eigene Person, gibt, so lässt er auch nur seine eigene Sprache gelten. Mit dem Anspruch, im Spiegel des eigenen Lebens die ganze Welt darstellen zu können, korreliert der andere, dass es in der Welt nichts gibt, das sich nicht adäquat in der Mundart der Kindheit ausdrücken liesse. So wie aber Bächtold in seiner literarischen Produktion versucht, das eigene Leben nachträglich als ein von Anfang an auf ein Ziel ausge-

richtetes und damit als ein in sich sinnhaft geschlossenes hinzustellen, so führt er uns auch seine Sprache als eine in sich abgerundete «Gestalt» vor. Der Mystifikation von der Zielgerichtetheit des in den Romanen ausgebreiteten Lebens entspricht die von der Kontinuität der Sprache. In beiden Bereichen ging es aber nicht ohne Konzessionen ab, die man nicht einfach auf das Konto der «dichterischen Freiheit» schieben darf: Da Albert Bächtold seine Einzigartigkeit herausstellen wollte, musste er sich in jeder Beziehung zum «Einzigem» machen. So tritt er in den Romanen als Einzelkind auf und klammert seine Schwester Lydia aus,⁸⁵ genau so, wie Gottfried Keller im «Grünen Heinrich» die seine verschweigt. Solche Retuschierungen in der Rekonstruktion der Jugendgeschichte finden ihr Gegenstück auf der sprachlichen Ebene. Bächtold erzählt nicht einfach in seiner Erwachsenensprache, sondern in der wiedergefundenen oder besser gesagt: mühsam rekonstruierten Sprache⁸⁶ seiner Mutter⁸⁷ als der «Muttersprache», an der nun alle andern Sprachausprägungen gemessen werden. Nur die alte, seit Jahrhunderten angeblich unveränderliche Mundart ist gut, wie es die von Albert Bächtold so hochgeschätzte Aargauerin Sophie Haemmerli-Marti (1868–1942) in ihrem 1938 erschienenen Erinnerungsbuch «Mis Aargäu» ausdrückte: «es hagebuechigs Schwizerdütsch, wo sid Tusige vo Johre alli Schlich und Ränk vo de afächtige Nochbere nid het chönne bodige, gäb wi si agwändt händ.»⁸⁸ Das Rad der Zeit, das auch für einen fortwährenden Sprachwandel sorgt, soll so künstlich zurückgedreht werden. Albert Bächtold will seine Sprache schreiben, und so

nimmt er es in Kauf, sich von der lebendigen Sprachgemeinschaft, aus der er hervorgegangen ist, abzukoppeln: Der Vorwurf eines Klettgauers: «Du bischt halt scho z lang vo dihaa furt, wäg däm chaasch nümme Chläggauertüütsch»,⁸⁹ lässt ihn kalt. Das neue Klettgauer Wort Päsang für «grober Kerl» darf nicht Eingang in seine Dichtersprache finden, und dass nun der früher so diskriminierend wirkende Unterschied zwischen Stadt- und Landschaftshäuserisch abgebaut wurde, betrachtet er ausschliesslich als Verlust: «Miir händ amed no gsaat Schlüttli, aber etz lachet me amm jo uus, wä me no ase redt. E isch kan Underschied me zwüsched Stadt- und Landchinde, au im Rede nid.»⁹⁰

Bächtolds Romane sind so im eigentlichen Sinne eine Welt für sich: obwohl schon allein durch die Sprache landschaftlich gebunden, geht es in ihnen nicht darum, eine Landschaft in all ihren Winkeln auszuleuchten, und obschon sie eine Biographie nachzeichnen, die Anteil an den entscheidenden Ereignissen unseres Jahrhunderts hatte, sind sie nicht darauf angelegt, die Geschichte einzelner Menschengruppen besser verstehen zu lernen. Bächtold ist so kein «Heimatsdichter» (das Wort im durchaus positiven Sinne genommen) wie Simon Gfeller oder Silvio Blatter – um die literarische Spannweite dieses Genre anzudeuten –, er ist auch kein Historiendichter, der von der eigenen Biographie ausgehend die Geschichte einer Stadt, eines Kantons oder gar der ganzen Schweiz nachzeichnen versucht, wie seine Zürcher Zeitgenossen Arnold Kübler⁹¹ und Kurt Guggenheim⁹² oder gar Meinrad Inglin, der in seinem «Schweizerspiegel» (1938) die eigene Biogra-

phie in der kollektiven des Volkes aufgehen liess.

Albert Bächtold fühlte sich kaum als «Kind» einer Region oder als Angehöriger einer lebendigen Gemeinschaft, und so war er wenig daran interessiert, mit ihm fremder Welt in Berührung zu kommen und die unmittelbare Gegenwart einzufangen. Geschichte und Umwelt bleiben so auf ihn als Subjekt bezogen, das sie ordnet und ihnen einen Sinn gibt, der nie mit dem postulierten Sinngefüge der eigenen Existenz in Konflikt geraten darf. Bächtolds literarische Welt ist so ähnlich «geschlossen» wie die Gontscharows in seinem «Oblomow», einem Roman, den Bächtold überaus geschätzt hat.⁹³ So wie die zeitgenössischen Leser des «Oblomow» die Welt noch aus der Perspektive des träge auf seinem Bett liegenden Helden wahrzunehmen geneigt waren, so kann es uns als Leser der Bücher Albert Bächtolds geschehen, dass wir gleichsam wie von einem Sog in seine Welt hineingezogen werden und nicht mehr aus ihr herauskommen, bis wir uns durch den ganzen Biographienzyklus durchgelesen haben. Der Totalitätsanspruch des Autors korrespondiert so mit unserer Bereitschaft als Leser, uns seiner Welt auszusetzen, uns seine Sicht zu eigen zu machen. Das kann so weit gehen, dass wir auch in die heute sogar Schaffhausern fremde Mundart eintauchen

und Bächtold Recht zu geben bereit sind, dass in ihr alles zu sagen ist, was gesagt werden kann. Auch wir als Leser erliegen so wenigstens zeitweise einer Identifikation, gegen die wir uns vielleicht später wieder sträuben. Darf es wirklich sein, dass ein fast egomanischer Dialektautor uns ein Literaturerlebnis bereitet, das wir sonst nur bei den grossen Romanciers der Weltliteratur empfinden? «Natüürlich cha me im Dialäkt ka Wältliteratur schriibe»,⁹⁴ schreibt Bächtold. Aber lesen wir seine Werke nicht wie Weltliteratur?

Lassen wir die Frage offen. Sollte sich der Rang Bächtolds bestätigen – dagegen spricht schon, dass viele, die seinen Rang erkennen könnten, sich die sprachliche Arbeit abzuverlangen nicht bereit sind –, so schliesst das nicht aus, dass wir ihn «einfacher» lesen dürfen, dass unsere Liebe nicht einfach dem skurilen Autor und seinem Werk gilt, sondern dass wir sie auch der Landschaft und den Menschen entgegenbringen, die er in sie hineinsetzt. Bächtold nur als Mundartautor zu betrachten, wäre sicher ein Missverständnis, aber ein verzeihliches und fruchtbares. Nichts hindert uns, auch unsere eigene Sprache mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, die er der seinigen gewidmet hat; nichts verbietet uns, sein Klettgau in die Reihe der «Seelenlandschaften» aufzunehmen, die unser inneres Bild von der Schweiz ausmachen.

Anmerkungen

- ¹ Kurt Bächtold: *Albert Bächtold, 1891–1981, Mundart-schriftsteller*, Schaffhausen 1986; vgl. auch die Übersicht über die Lebensdaten im Beitrag von Kurt Gysi.
- ² Das Kapitel «De Pfaffesack» (S. 57–66 in der Ausg. von 1939) erschien auch in der Zürcher Illustrierten Nr. 20, 1939, S. 616 u. 619.
- ³ Tischtfink 1939, S. 96 f.; vgl. auch Wält uhni Liecht 1944, S. 133, wo auf die Ablehnung der Schaffhauser als Tachtraupfeschwöbe hingewiesen wird; vgl. Haametstimm 1962, S. 201: *Bölleländer, Tachtraupfeschwöob, Bodeforällefischer*.
- ⁴ Tischtfink 1939, S. 88 f.; dazu kommt die näselnde Aussprache, vgl. ib. S. 92.
- ⁵ Noosüechle 1978, S. 20; schon im Hannilipeter 1940, S. 269, wird auch die Mundart des badischen Teils des Klettgaus erwähnt: «zo Lüüte, wo anderscht reded – wän au nid graad vil, aber doch anderscht.»
- ⁶ Noosüechle 1978, S. 19 Anm.
- ⁷ Haametstimm 1962, S. 199 (mit der Anm. A. Bächtolds S. 292 zu *täämeret*: «Nicht übersetzbar. Den Dialekt des Betroffenen verulkender Ausdruck.»).
- ⁸ Vgl. Haametstimm 1962, S. 214.
- ⁹ Haametstimm 1962, S. 200.
- ¹⁰ Tischtfink 1939, S. 306.
- ¹¹ Hannili-Peter 1940, S. 167 und S. 198: «De Härr Mä-joor [...], äär ischt en Härr!»
- ¹² Haametstimm 1962, S. 148; vgl. auch Hannili-Peter 1940, S. 199, wo die *uuserwehlti Schprooch* der Gouvernante Salome hervorgehoben wird.
- ¹³ Hannili-Peter 1940, S. 36.
- ¹⁴ Hannili-Peter 1940, S. 106.
- ¹⁵ Vgl. dazu ausführlich K. Bächtold 1986, S. 46–57.
- ¹⁶ Studänt Räbme 1947, S. 136.
- ¹⁷ Studänt Räbme 1947, S. 140.
- ¹⁸ Studänt Räbme 1947, S. 136.
- ¹⁹ Arnold Neher: *Schaffhuserdütsch. Lustspiele*, Schaffhausen 1906; später folgten die *Dialektszenen aus dem Nachlass*, Schaffhausen 1909.
- ²⁰ Studänt Räbme 1947, S. 255; S. 232 schreibt er auch, dass er Erstklässlern (!) eine biblische Geschichte in Mundart erzählte, was vor dem 1. Weltkrieg offenbar noch unerhört war!
- ²¹ Studänt Räbme 1947, S. 241. – In Haametstimm 1962, S. 193, wird die Situation der Lehrerkonferenz noch einmal beschworen, wobei die Resignation Bächtolds

über seine Wirkungslosigkeit in Schulkreisen deutlich zu spüren ist: «Am Dunnschtig druf ischt i der Turnhalle z Chilchdoorff d Lehrerkomferänz vom Kanton Schafuuse. Und de Räbme goht au. Aber no als Zaungascht und Ehmoolige, nid als Referänt übers Theemaa: «Üüsi Haametsprooch», wen ers so gäärm emol hett wele und läider-läider nie derzue cho ischt.»

²² Pjotr Ivänowitsch 1950, S. 564.

²³ Ib.

²⁴ So arbeitete Simon Gfeller zuerst intensiv an Emanuel Friedlis *Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Band 1: Lützelflüh*, Bern 1905, mit, bevor er 1911 sein Heimisbach veröffentlichte. Die Verbindung von Mundartpflege und Mundartschriftstellerei lag 1939 – im Zeichen der «Geistigen Landesverteidigung» – gleichsam in der Luft, so bei Josef Reinhart, Georg Thürer und Traugott Vogel.

²⁵ De ander Wäg 1957, S. 91; vgl. genau entsprechend Haametstimm 1962, S. 11: «S Kaffi [...] – so saat si no.»

²⁶ De ander Wäg 1957, S. 99.

²⁷ De ander Wäg 1957, S. 232.

²⁸ Ib.

²⁹ De ander Wäg 1957, S. 233.

³⁰ Vgl. De ander Wäg 1957, S. 254: «du tuescht jo diir sälber s Wasser abgrabe.»

³¹ De ander Wäg 1957, S. 235.

³² De ander Wäg 1957, S. 236.

³³ Ib.

³⁴ De ander Wäg 1957, S. 237.

³⁵ De ander Wäg 1957, S. 240.

³⁶ De ander Wäg 1957, S. 241.

³⁷ De ander Wäg 1957, S. 251.

³⁸ De ander Wäg 1957, S. 255.

³⁹ Erschienen unter dem Titel *D'Wybergmaand (in Klettgauer Mundart)* in der NZZ, Nr. 1848, Morgenausg. 15.10.1937, Bl. 3 (vgl. auch K. Bächtold 1986, S. 109); später mit einigen Veränderungen übernommen in De Tischtfink 1939, S. 67–71.

⁴⁰ Zürcher Illustrierte Nr. 31, 1938, S. 934. Ein Teil von ihnen wurde später in die Sammlungen Silbertischtle 1974 und Noosüechle 1978 übernommen.

⁴¹ Traugott Vogel: *De Schaffuuser Albert Bächtold*, in: *Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte*, Jg. 7, Heft 6–8, Fryburg Mai 1945, S. 6–9.

⁴² Ib. S. 6; vgl. auch K. Bächtold 1986, S. 111 f.

⁴³ Ib. S. 6.

- ⁴⁴ Traugott Vogel: *Schwizer Schnabelweid. E churzwylygi Heimdkund i Gschichte und Prichte us allne Kantön.* Gsammet vom Traugott Vogel. Aarau: Sauerländer [1938]; von A. Bächtold darin «De neu Herr Lehrer», S. 186–194 (mit Worterklärungen); später umgearbeitet in *De Tischtefink* 1939.
- ⁴⁵ T. Vogel, *De Schaffuuser* A. B., S. 7.
- ⁴⁶ Albert Bächtold: *Wie «De Tischtefink» uf d Wält cho ischt.* In: Büchergilde 1939, S. 64. Als Zeitpunkt der Anfrage wird allerdings «Vor öppen anderhalb Johre» vor «Chrischtmonet 1938», d. h. Mitte 1937 angegeben. Ob das im Oktober 1937 in der NZZ erschienene Feuilleton «D'Wybergmaand» vor oder nach der Rückübersetzung von «De neu Lehrer» entstanden ist, bleibt offen. Bächtold schreibt allerdings, dass er im Gespräch zu Traugott Vogel nach dessen Anfrage gesagt habe: «Wän ich in ere Zyting e Mundartgeschicht schicke, chunnt si i nünnennünzg vo hundert Fälle mit em Vermerk ome: «Unsere Leser wünschen keine Mundartgeschichten» (ib.). Wenn Bächtold wirklich schon vor der Anfrage Traugott Vogels im Jahr 1936 oder in der ersten Hälfte 1937 Mundartgeschichten geschrieben hätte, ist nicht einzusehen, warum er Vogel nicht eine solche angeboten und sich so benommen hat, als sollte er überhaupt zum ersten Mal Mundart schreiben.
- ⁴⁷ Vgl. R. J. Humm: *Bei uns im Rabenhaus. Literaten, Leute und Literatur im Zürich der Dreissigerjahre.* Zürich 1975, S. 91. (Für die Biographie heranzuziehen sind auch die Erwähnungen A. Bächtolds in Hermann Hesse / R. J. Humm: Briefwechsel, hrsg. von Ursula und Volker Michels, Frankfurt/M. 1977, S. 60, 167, 206.) Vgl. ferner K. Bächtold 1986, S. 110–114; Haametstimm 1962, S. 6, und die Darstellung von Eduard Stäuble, Laudatio auf Albert Bächtold. In: Wort am See II. Preisträger des Bodensee-Literatur-Preises der Stadt Überlingen 1960–1969, hrsg. von der Stadtverwaltung Überlingen 1970, S. 61–71.
- ⁴⁸ Vgl. auch S'isch groote 1972, S. 26 f.
- ⁴⁹ Haametstimm 1962, S. 30; vgl. S. 201 mit Beispielen für übernommenes Zürichdeutsch.
- ⁵⁰ Haametstimm 1962, S. 198.⁵¹ Haametstimm 1962, S. 196: «Mir reded so suubere Dialäkt, de Maa und ich, lueged wie druf – und üüsi Chind bringed eso e Chuuderwätsch haam, son e verdoorbni Sprooch. [...] Die Junge – sogaar scho di mittler Generazioon – säged nümme zwee Chrätte, zwaa Ziechli, si säged zwäi Chörb, zwäi Aazügli»; S. 197: ««zäh Franke fufzg und uf Widersee» anstatt zeh Franke fufzg und uf Widersäh, we me sid aalte Ziite bi üüs gsaat hät und iez no die rächte Lüüt säged.»
- ⁵² Silberstaab 1953, S. 8; vgl. ähnliche Stellen in Wält uhni Liecht 1944, S. 156 (*aalfi* «elf»).
- ⁵³ Vgl. Haametstimm 1962, S. 195.
- ⁵⁴ Ib.
- ⁵⁵ Vgl. Haametstimm 1962, S. 261; ein Teil der Sammlung findet sich unter dem Titel «Verloorni Schätz» in Noosüechle 1978, S. 107–135.
- ⁵⁶ S'isch groote 1972, S. 150.
- ⁵⁷ Wir verweisen u. a. auf die *Gespräche* von 1838, 1856 und 1869, auf Heinrich Bühl: *Poetische Versuche und Nachbildungen*, Schaffhausen 1834, auf die Sammlung bei Otto Sutermeister: *Schwizerdütsch*, Heft 10, Zürich 1882.
- ⁵⁸ Johann Jakob Rahm: *Dr Koneret ond s Grethli, Charakterbild im Klettgauerdialekt in fünf Akten*, Schaffhausen 1883.
- ⁵⁹ A. Billig: *D'Iquartierig. Militärschwank in 2 Akten.* (In Schaffhauser Dialekt), Zürich 1885 (spielt im zürcherischen Weinland).
- ⁶⁰ Anton Pletscher: *Altes und Neues vom Randen*, Schleithelm 1880; *Ländlich-Sittlich*, Schleithelm 1902, u. a.
- ⁶¹ Samuel Pletscher: *Trili und sini Freier*, in: *Die Schweiz* 1903.
- ⁶² Vgl. Anm. 19.
- ⁶³ Elise Stoll: *Kinder- und Volkslieder, Reime und Sprüche aus Stadt und Kanton Schaffhausen*, hrsg. von Paul Fink, Zürich 1907.
- ⁶⁴ Jakob Bühler: *Die Nase*, Bern 1914; *Das Volk der Hirten*, Bern 1918 (und spätere Fortsetzungen).
- ⁶⁵ Otto Frauenfelder: *De Rande*, Schaffhausen 1935; *Um d'Hostiz, Spiel in 6 Bildern*, Schleithelm 1939.
- ⁶⁶ Jakob Brütsch: *Puurechösch vom Hansjökeb*, Ramsen 1939.
- ⁶⁷ Albert J. Welti: *Hie Schaffhausen! Festspiel zum Schaffhauser Tag der Landesausstellung*, Schaffhausen 1939. (Die Mundart wird allerdings nur in den im 15. Jahrhundert spielenden Szenen eingesetzt.)
- ⁶⁸ Wir verweisen nur auf die wichtigsten Arbeiten: Heinrich Stickelberger: *Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen*, Aarau 1881 (mit Fortsetzung 1888 in einer Zeitschrift); Georg Kummer: *Schaffhauser Volksbotanik*, Schaffhausen 1928 (später 1952–1954); Georg Wanner: *Die Mundarten des Kantons Schaffhausen*, Frauenfeld 1941; Bernhard Kummer: *Schaffhauser Volks-*

- Tierkunde*, Schaffhausen 1949 u. 1950; Reinhard Meyer: *Die Hallauer Mundart*, Hallau 1953 (mit Wörterbuch).
- ⁶⁹ Haametstimm 1962, S. 215: «D Haametsprooch ischt üüse gäischtig Réduit.»
- ⁷⁰ Vgl. Traugott Vogel: *Leben und Schreiben. Achtzig reiche magere Jahre*. Zürich: Orell Füssli 1975, S. 181–196 («Daheim in der Muttersprache»).
- ⁷¹ Vgl. Adolf Guggenbühl: *Warum nicht Schweizerdeutsch? Gegen die Missachtung unserer Muttersprache*, Zürich 1937.
- ⁷² Vgl. Haametstimm 1962, S. 204, wo sich Bächtold als besten Freund Ernst Eschmanns bezeichnet und sich darüber ärgert, dass an dessen Abdankung nicht die «Muttersprache» gesprochen wurde.
- ⁷³ Erstaunlicherweise wird Albert Bächtold in Traugott Vogels Erinnerungsbuch *Leben und Schreiben. Achtzig reiche magere Jahre*. Zürich: Orell Füssli 1975, mit keinem Wort erwähnt.
- ⁷⁴ De ander Wäg 1957, S. 118; der genaue Titel lautet: Sophie Hammerli-Marti: *Mis Aargäu. Land und Lüt us miner Läbesgschicht*, Aarau: Sauerländer [1938].
- ⁷⁵ Die Frage darf gestellt werden, ob Albert Bächtold vor seiner «Bekehrung» als in Zürich tätiger Geschäftsmann wirklich immer das ganz unverfälschte Schaffhauserdeutsch seiner Kindheit gesprochen hat.
- ⁷⁶ Haametstimm 1962, S. 206; die Sakralisierung der Mundart zeigt sich auch anderswo, so S. 217: «hälf Gott üüsere Schwiizersprooch!»
- ⁷⁷ Tischelfink 1939, S. 319.
- ⁷⁸ Der auch inhaltlich eine Sonderstellung einnehmende Roman *De goldig Schmid* von 1941 scheint gelegentlich einem andern Muster zu folgen.
- ⁷⁹ Vgl. Haametstimm 1962, S. 202 f. u. 212 f.
- ⁸⁰ Vgl. Haametstimm 1962, S. 153: «graad mit em Dialäkt cha me e ganzi Wält erobere; d Haametsprooch, da ischt e Wält.»
- ⁸¹ Vgl. zum Beispiel die Aussage von Friedrich Witz: *Ich wurde gelebt. Erinnerungen eines Verlegers*, Frauenfeld 1969, S. 210: «Albert Bächtold, der seine Romane in seiner schwer lesbaren Schaffhauser Mundart niederschreibt und mit dem ins Gespräch zu kommen jedesmal ein menschlicher Gewinn war.» Bächtold erhielt auch Stipendien und Preise der Stadt Zürich, wie er selbst beschreibt, vgl. S'isch groote 1972, S. 119 u. 121.
- ⁸² Vgl. das Heft *Schwyzerlüt. Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte*, Jg. 7, Heft 6–8, Fryburg, Mai 1945 (mit einem Beitrag von Georg Thürer); weiter Adolf Schaer-Ris: *Ein jeder pfeift auf seinem Ast. Ein Lebensbericht*. Lyss: von Dach & Haller 1963, S. 72: «Albert Bächtold, der bedeutendste lebende Mundartdichter, hat sogar von einer Baisse [der Mundartliteratur] gesprochen.»
- ⁸³ Haametstimm 1962, S. 99.
- ⁸⁴ Vgl. Haametstimm 1962, S. 104, wo – mit einer gewissen Selbstironie – auf den ominösen Zettel mit der Aufschrift «Besuche höflich verboten» an der Wohnungstür hingewiesen wird.
- ⁸⁵ Vgl. K. Bächtold 1986, S. 13, 38, 72.
- ⁸⁶ Seine «blauen Hefte» zeugen vom Versuch, längst passiv gewordenes Sprachgut wieder zu aktivieren, vgl. auch *Haametstimm* 1962, S. 261: «De Räbme, wo gäärn aalt Sproochguet sammlet.»
- ⁸⁷ Vgl. K. Bächtold 1986, S. 14, 184.
- ⁸⁸ Sophie Haammerli-Marti: *Mis Aargäu. Land und Lüt us miner Läbesgschicht*. Gesammelte Werke, Bd. III, 2. A., Aarau: Sauerländer 1963, S. 11.
- ⁸⁹ Haametstimm 1962, S. 83.
- ⁹⁰ Haametstimm 1962, S. 161.⁹¹ Arnold Kübler (*1890): *Öppi von Wasenwachs*, Zürich 1943; *Öppi, der Student*, Zürich 1947; *Öppi und Eva*, Zürich 1951.
- ⁹² Kurt Guggenheim (*1896): *Alles in Allem*, Zürich 1952–1955.
- ⁹³ Vgl. K. Bächtold 1986, S. 69 u. 145.
- ⁹⁴ De ander Wäg 1957, S. 235.